

Lebenskunst – ein Bildungsziel?

Jubiläen sind etwas Zwiespältiges. Sie verführen bisweilen zur melancholischen Rückschau auf einen viel versprechenden Anfang. Man denkt an bessere Tage, die allesamt in der Vergangenheit liegen. Man lässt eine Chronik des Aufstiegs und der Erfolge schreiben und fragt sich zweifelnd, ob das, was in der Zukunft kommt, den Vergleich mit dem aushält, was bisher war. Auch der Blick nach vorn ist hier vergangenheitslastig.

Jubiläumsvorträge sind ebenfalls etwas Zwiespältiges. Sie verführen einen meist akademischen Redner zu prinzipiellen Überlegungen, die – je länger er redet – sich vom konkreten Anlass immer weiter entfernen. Man bekommt stattdessen zu hören, was der Club der toten Dichter und Denker an überzeitlich gültigen Ansichten und Einsichten formuliert hat. Und am Ende folgert der Festredner daraus, dass die hohe Festversammlung auch in Zukunft gut beraten sei, den von ihm zitierten Klassikern zu folgen. Man schaut in den Rückspiegel der Geschichte und hält dies für einen Blick nach vorn.

Was bei Jubiläen und Festvorträgen oft zu kurz kommt, ist die Gegenwart. Aber gerade um der Gegenwart willen, begehen wir Jubiläen. Denn Jubiläen lassen uns danach fragen, wie das, was *ist*, geworden ist. Hier geht es nicht bloß um eine Rückschau auf das, was *mit der Zeit* entstanden ist. Jubiläen sind vielmehr Anlässe, daran zu denken, was *in der Zeit an der Zeit* ist. Daher werde ich meine kleine Festrede auch mit einem starken Gegenwartsindex versehen und Ihnen ein Stück Zeitdiagnose vortragen. Ich möchte Sie einladen zu einigen Streifzügen in die Gegenwartsgesellschaft, die sich – passend zu unserem Jubiläum – als Wissensgesellschaft bezeichnet. Wissen und Bildung machen das aus, was in dieser Zeit an der Zeit ist.

Wissen und Bildung sind die wichtigsten Ressourcen eines rohstoffarmen Landes. Wer in Wissen und Bildung investiert, investiert in die Zukunft dieses Landes - und in die eigene Karriere. Wissen und Bildung machen wieder Schule. Schule bildet und macht wissend. Wer in Schulen investiert, investiert in die Zukunft. Das sind

wohlfeile und konsensfähige Sätze. Aber sie finden nur solange Zustimmung, wie nicht diskutiert wird, welches Wissen und welche Bildung an der Zeit ist. Was ist heute des Wissens wert? An welchen Leitbildern sollen sich Bildungswillige heute orientieren?

Zwei Anläufe will ich unternehmen, um das zusammenzudenken, was zusammengehört: Bildung – Wissen – Zeit. Fangen wir an mit einem Lokaltermin – mit der Frage nach einem prominenten Ort des Wissens: Die Schule - früher eine Bildungsanstalt. Ihren Anstaltscharakter hat sie glücklicherweise verloren. Was ist von ihrem Bildungsauftrag geblieben?

I.

Was lernt man heute in der Schule? Alles, was man wissen muss! Kurze Frage, klare Antwort. Allerdings beseitigt die Antwort nicht jede Unklarheit. In ihrer Kürze zeigt sie ein Problem an. Denn die Antwort bringt nicht Wissen und Können, sondern Wissen und Müssen zusammen. Der Erwerb von schulischem Wissen wird hier ausgelöst von einer Nötigung. Diese Nötigung geht von Lernzielen aus, die von manchen Schülern zu Minimalzielen erklärt werden, damit die Nötigung etwas gemildert wird: Alles, was man wissen muss, um wenigstens versetzt zu werden. Wer mehr erreichen will, muss mehr lernen. Aus Wissens- und Lernzielen ergeben sich Wissens- und Lernzwänge. Das erworbene Wissen ist ein Qualifizierungswissen, mit ihm kann man noch nichts unmittelbar anfangen. Es berechtigt zum Weitermachen, zur Fortsetzung der Schullaufbahn oder zu einem Neuanfang – zur Aufnahme eines Studiums oder zur Bewerbung um eine Lehrstelle.

„Alles, was man wissen muss“ – so lautete auch der Untertitel eines Bestsellers zur Jahrtausendwende von Dietrich Schwanitz. Der Haupttitel kam mit nur einem Wort aus: Bildung. Auf wenigen hundert Seiten wird hier unterhaltsam zusammengetragen, was die europäische Literatur, Kultur und Geistesgeschichte an Bildungsgütern hergibt. Die Frage, was man wissen muss, hat auch hier eine Zielvorgabe im Blick, von der eine Nötigung ausgeht. Wer auf diversen Parties den Intellektuellen mimen will, wer im akademischen small talk mithalten will, wer das Feuilleton der FAZ verstehen will, kommt an diesem Buch nicht vorbei. Und wer bei der Quiz-

show „Wer wird Millionär“ bei Günter Jauch in die höheren Gewinnregionen aufsteigen will, braucht dieses Buch ebenfalls als Wissenstrainer.

Diese Show hat etliche Nachahmer gefunden. Inzwischen wird auf allen öffentlich-rechtlichen und privaten TV-Stationen die Allgemeinbildung der Deutschen getestet. Ein Millionenpublikum lässt sich freiwillig in seine eigene Schulzeit zurückversetzen und lässt sich – abfragen. Im Gegensatz zur heute dominierenden Didaktik der Vernetzung werden im Multiple-choice-Verfahren mögliche Antworten präsentiert, von denen es gilt, die eine richtige herauszufinden. Die einzelnen Themengebiete werden völlig zusammenhanglos vom Zufallsgenerator ausgewählt: Der längste Fluss Afrikas, die erste Siegerin im Dreisprung der Frauen bei Olympischen Spielen, der Komponist der Musik zum letzten James-Bond-Film, die Vornamen der Söhne von Thomas Mann. Gleichberechtigt stehen alle möglichen Wissensgebiete nebeneinander. Die Frage nach einer Figur aus der „Odyssee“ hat denselben Stellenwert wie die Erkundigung nach der jüngsten Freundin von Dieter Bohlen. Nirgendwo wird ein Kanon an wissenswertem Wissen abgefragt. Ob die Kenntnis der Damenbekanntschaften eines Popmusikers tatsächlich in den Wissensbestand eines Zeitgenossen gehört, spielt keine Rolle. Man muss nur Bescheid wissen, sich auskennen, auf dem Laufenden sein. Alles Wissbare scheint gleichermaßen auch wissenswert.

Spezialisten haben in diesem Kontext nur eine Chance als Telefonjoker. In der Regel kommen Generalisten mit einer Portion Glück (und der Hilfe des Publikums) am weitesten. Der zunehmende Schwierigkeitsgrad der Fragen orientiert sich auch nicht an komplexer werdenden Sachverhalten, sondern an der zunehmenden Ausfallenheit der Bereiche und Begriffe. Für gebildet – und nicht bloß informiert – hält man allenfalls jene Kandidaten, denen es gelingt, rudimentäre Lateinkenntnisse einzusetzen um sich die Bedeutung von medizinischen Fachwörtern zu erschließen.

Was man wissen muss, um hier erfolgreich zu sein, ist also nicht bloß eine Frage des Wissens. Man muss das Bekannte auch mit dem Unbekannten so in Beziehung setzen können, dass man von selbst drauf kommt. Dazu braucht man kein Faktenwissen, sondern ein Regelwissen. Erst dann weiß man wirklich etwas,

wenn man auch weiß, wie man dazu kommt, es zu wissen. Wer nur etwas weiß oder sich nur erinnert, wo etwas steht, wo man es „downloaden“ kann oder welchen Experten man fragen kann, ist kein wirklicher Kenner der Materie, kennt sich nicht wirklich aus, ist auf seinem Gebiet kein wirklicher Köhner.

Neben den Quizshows gibt es noch andere Medienformate, in denen Unterhaltung zugleich lehrreich sein will, woraus gefolgert wird, dass jeglicher Wissenserwerb ebenso unterhaltsam sein soll. In Wissenschaftsmagazinen wie „Galileo“ oder „Nano“ wiederholt sich das bekannte Grundmuster: die Beliebtheit der Themen und das Springen zwischen des Gegenstandsbereichen. Hinzu kommt die Lust am Kuriosen, am Spektakulären, am Verblüffenden – manchmal sogar am Okkulten. Die Hauptsache ist, dass keine Langeweile aufkommt. Jede Wissensshow ist darum eine show – hier geht es um „action“. Hier wird es uns vorgemacht, wie man dazu kommt, über etwas Bescheid zu wissen. Man braucht Neugier, Phantasie, ein hochmotiviertes Team und jede Menge technisches „know how“. Hier wird uns all dies aber auch bloß vorgemacht. Ohne Showeffekte geht es nicht. Bildung kommt ohne Bilder nicht aus. Damit habe ich das Stichwort für meinen zweiten Anlauf benannt.

II.

Wissen ist mehr als Information und Bildung geht nicht auf im Infotainment. Wissen ist heute wertlos, wenn es keine Verwertung findet. Der mögliche Nutzen entscheidet über das Wissenswerte. Von allen normativen Vorstellungen, was Wissen und Bildung ausmachen sollte, ist nur noch ein Gedanke übrig geblieben: Man muss etwas daraus machen können. Dies geschieht vornehmlich in zwei Kontexten: zum einen in technisch-ökonomischen Produktionsprozessen und zum anderen in Prozessen der Selbstbildung. Auch die Bildung einer Persönlichkeit folgt heute vielfach einem Produktionsideal. Bildung heißt heute vor allem: etwas aus sich machen – genauer: etwas Ansehnliches aus sich machen; etwas machen, bei dem man selbst gut aussieht.

Wer sich zur Zeit nach kategorischen Imperative umsieht, findet sie nicht mehr in der Ethik oder in der Pädagogik, sondern in der Ästhetik. Jemand sein, heißt heute: etwas darstellen! Wer oder was für wichtig gehalten werden will, muss sich

sichtbar machen. Überall herrscht der Drang nach Ansehnlichkeit. Überall muss etwas für's Auge geboten werden. Selbstbewusstsein schöpfen viele Zeitgenossen daraus, dass sie gegenüber anderen etwas vorzuweisen haben. Wer sich als Darsteller seines Daseins versteht, kommt ohne das rechte Design nicht mehr aus. Über das Image, das jemand hat, entscheidet das Design. Die Sorge um das Dasein äußert sich folglich in der Imagepflege. Imageberater plädieren wiederum für die Gleichberechtigung von Sein und Design: Man zeigt, wer man sein will, indem man sich stylt.

Die Optik muss stimmen! Entscheidend ist der Seh-Sinn: Ein Auge für alles haben, sich ins rechte Bild setzen – das sind Aufforderungen, denen der moderne Mensch nachkommen muss. Der moderne Mensch muss ein „Augenmensch“ sein – jemand der Blicke auf sich zieht oder ein Auge auf alles wirft. Dies ist kein vorübergehendes Phänomen. Die moderne Welt ist schon seit geraumer Zeit panoptisch. Ihre Parole lautet „Zeig's mir!“. Sie setzt alle Verständigungsbemühungen und Geltungsansprüche unter Veranschaulichungsdruck. Was für wichtig gehalten werden will, muss sich sichtbar machen. Sich in Szene setzen können – das ist die Schlüsselqualifikation, auf die es heute ankommt. Zu dieser Qualifikation verhilft eine Aus-Bildung, die einem Bild-Ideal verpflichtet ist. Anschauungsunterricht bieten die casting-shows im Fernsehen – z.B. „Germany's next top model“ mit H. Klum. Hier können sich die Jugendlichen an- und abschauen, wie man eine gute Figur bekommt – und macht.

Allerdings sollte man darüber nicht bloß die Nase rümpfen. Das klassische Bildungsbürgertum ging ebenfalls von einem ästhetischen Ideal aus: Der Mensch wird gebildet, indem ihm Sehenswertes geboten wird und er sich in Sehenswürdigkeiten auskennt. Bildung hat, wer eine „Sehschule“ durchlaufen hat und dessen Blick auf die Welt geschärft ist, um Unansehnliches vom Sehenswerten unterscheiden zu können, so dass er schließlich ein veritables Weltbild besitzt. Über Erkenntnis und Wissen verfügen am Ende diejenigen, die Durchblick haben und sich ein eigenes Bild von allem machen können.

Dieses Bildungsideal lebt heute teilweise wieder auf in einem Projekt der Persönlichkeitsbildung, das zwischen Ethik und Ästhetik angesiedelt ist und sich ebenfalls

einem bildnerischen Ideal verpflichtet hat. Es möchte die Pädagogik wieder zu einer bildenden Kunst machen. Gemeint sind jene Konzepte einer „Lebenskunst“, die darum wissen, dass keineswegs schon alles stimmt, wenn bloß die Optik stimmt. Hier geht es um Wahrnehmung und Darstellung in einem tieferen Sinn. Zwar ist ein gestalterisches Moment mit im Spiel, denn die Leitfrage lautet: Was steckt in mir, was kann ich aus mir machen – wie kann ich mich und mein Leben in Form bringen, d.h. ihm eine authentische Gestalt geben? Aber hier geht es um mehr. Hier geht es um eine andere Antwort auf die Frage, was man in der Schule lernen sollte. Die Auskunft lautet jetzt nicht: alles, was man wissen muss!

Im Projekt der Lebenskunst werden nicht Wissen und Müssen, sondern Wissen und Können zusammengebracht. Hier kann man lernen, dass man schon etwas kann. Und darüber hinaus kann man lernen, was man noch tun muss, damit man das, was man kann, auch „gekonnt“ hinkriegt. „Na siehst Du, Du kannst es doch!“ – ich habe diesen Satz meines Sportlehrers noch im Ohr, als ich nach langem Zögern und Zaudern meinen ersten Salto vom 3-Meter-Brett schaffte. Danach sagte er: „Und jetzt mach weiter, bis Du es so gut kannst, dass Du es gut kannst.“ Er sagte nicht: „bis Du es am besten kannst“ – auch nicht: „bis Du es so gut wie die Besten kannst“. Er stellte mir als Ziel vor Augen: es gut zu können, d.h. es gekonnt zu können – also ein Könner zu werden. Das Ideal, das er mir vermitteln wollte, war mein Optimum, nicht ein Maximum.

Genau das ist mit dem Begriff der „Lebenskunst“ gemeint. Es geht um Könnerschaft, nicht um Artistik und nicht um Rekorde. „Lebenskunst“ - das hört sich meist nach lustbetonter, fröhlicher Unbekümmertheit im Umgang mit den Widrigkeiten des Daseins an, indem da jemand zeigt, wie man sich über diese Widrigkeiten elegant oder nonchalant hinwegsetzt. Man kann aus ihm Selbstverliebtheit und Verantwortungsscheu heraushören. Hier ist jemand dabei, sich ein schönes Leben zu machen und will dabei auch noch eine gute Figur machen.

Würde sich der Gehalt des Wortes „Lebenskunst“ in diesen Momenten erschöpfen, wäre es für die Pädagogik kaum von Belang. Aber ich verstehe dies Wort anders. Hier geht es um die Lebensführungskompetenz des Menschen, um „Lebenskönnerschaft“, um jenes Vermögen, wodurch ein Individuum „gekonnt“ auf die Heraus-

forderungen des Lebens einzugehen vermag. Dass man gut durchs Leben kommt, ist auch Ziel der Lebenskonnenschaft. Aber ihre Devise lautet nicht: „Mach's Dir möglichst einfach!“ oder „Mach's Dir möglichst schön und angenehm!“. Ihr Thema ist das, was „ganz schön schwer“ ist. Schön und schwer – das ist zunächst das Leben selbst.

Damit kommen wir unversehens an die Grundfragen einer jeden Lebenskunst heran. Sie hat zu tun mit dem Schweren am Schönen: Wie kann man eines endlichen Lebens froh werden? Wie kann man „ja“ zu sich und einer Welt sagen, in der es zu vieles gibt, zu dem man ohne wenn und aber „nein“ sagen muss? Ist ein Leben akzeptabel, an dessen Ende man sich nur den Tod holen kann? Was tut man in jenen Situationen, in denen man nichts mehr machen kann – in denen jede Form des instrumentellen Tuns und Machens versagt? Hier hilft kein Verfügungswissen, kein Herrschaftswissen mehr weiter. Hier braucht es ein anderes Vermögen, um solchen Situationen gewachsen zu sein. Wie bleibt man Herr über sich selbst, wenn man in dieser Situation über vieles nicht Herr werden kann? Wenn ich meine Identität über mein Tun und Machen definiere, wer bin ich dann noch, wenn ich machtlos bin? Und wenn all diese Fragen keine Antwort finden: Wie hält man die Fraglichkeit des Daseins aus? Wie lebt man mit offenen, ja sogar mit unbeantwortbaren Fragen?

Wie man mit diesen Fragen umgehen kann, ist keine Frage des Wissens. Es geht ja um das Ungewisse, um das Nicht-Wissbare. Hier hilft auch kein Regelwissen, um vom Bekannten auf Unbekannte schließen zu können. Hier geht es um Bewusstseinsbildung im wahrsten Sinn des Wortes – um die Ausbildung eines bewussten Daseins, ohne dass es kein Selbstbewusstsein geben kann. Nicht des Daseins bewusst zu werden, ist Voraussetzung des Selbstbewusstseins und jeder Form der Selbstbehauptung oder Selbstverwirklichung.

Lebenskonnenschaft hat es mit der Ausbildung bewussten Daseins und mit der Bildung von Selbstbewusstsein zu tun. In beides spielen Charakter- und Gewissensfragen hinein. Wie unsere Zeit stellt die Lebenskonnenschaft das Individuum in den Mittelpunkt. Das große Versprechen unserer Zeit lautet ja: Jetzt kannst Du endlich ein eigener Mensch werden. Niemand hat Dir vorzuschreiben, wie Du zu leben

hast. Finde es selbst heraus, was zu Dir passt. Du hast die Wahl. Führe kein Leben aus zweiter Hand. Schreibe Dir das Drehbuch Deiner Biographie selbst. Sei in einer Person Hauptdarsteller und Regisseur Deines Lebens! Sei ein moderner Mensch - ein „homo optionis“ – einer, der wird, was er wählt, und aus sich macht, was er für sich auswählt.

Hierbei bleibt allerdings offen, woran man Maß nehmen soll beim Auswählen. Auch das ist eine Grundfrage der Lebenskönnerschaft: Woran nehmen wir Maß, wenn wir Maßstäbe unserer Entscheidungen entwickeln wollen und müssen? Woran lässt sich ermessen, dass man wirklich ein eigenes und kein fremdbestimmtes Leben führt. Selbstbestimmung verlangt äußere und innere Freiheit. Man wird gewiss kein eigener Mensch, wenn man die Bestimmung des eigenen Tuns und Lassens jeweils von Lust und Laune abhängig macht.

In der klassischen Ethik sind es die Kardinaltugenden, die einen Menschen „tauglich“ machen für die Herausforderungen des Daseins und des Selbstseins. Sie wollen eine Charakterbildung ermöglichen, wie sie ein Mensch braucht, der weder Spielball gesellschaftlicher Moden und Allüren ist noch an den Fäden seiner Lüste und Leidenschaften hängt: Klugheit, Tapferkeit, in allem das rechte Maß und Gerechtigkeit. Die Devise „Mach's gut!“ kommt dabei nicht aus ohne Orientierung am moralisch Guten („Mach das Gute!“). Für den Lebenskünstler ist ein moralisch gutes Leben dagegen nur insofern interessant, wie es auch ein schönes sein kann. Der Lebenskünstler zeigt Stil, der Lebenskünstler bewahrt Haltung. Der Lebenskünstler relativiert das moralisch Gute, der Lebenskünstler relativiert das Relativieren:

„Der Lebenskünstler ist beweglich,
der Lebenskünstler aufrecht.

Der Lebenskünstler gibt seinem Leben einen Sinn,
der Lebenskünstler erfüllt ihn.

Weiß jener aus der Not eine Tugend zu machen,
bewährt dieser die Tugend in der Not.

Lebenskunst flieht den Schatten und sucht das Licht;

Lebenskonnenschaft flieht das Zwielficht, sucht Licht und Schatten.
Gibt der Lebenskünstler auf die Frage des Lebens eine Antwort,
sucht der Lebenskünstler die Frage, deren Antwort das Leben ist.“
(Gerd Achenbach)

Die Frage, deren Antwort das eigene Leben ist, lautet: Wie kann ich ein eigener Mensch werden? Wo kann ich Wurzeln schlagen und über mich hinauswachsen? Die erste Herausforderung des Lebens besteht darin herauszufinden, wer man eigentlich ist und was man überhaupt kann. In der Lebenskonnenschaft geht es nicht darum, das zu können, was alle können müssen. Das unterscheidet sie vom kategorischen Imperativ I. Kants. Nach diesem Imperativ macht man nichts falsch und muss man sich nichts vorwerfen lassen, wenn die Maxime des eigenen Willens zum allgemeinen Gesetz erhoben werden kann. Anders formuliert: wenn man nur das tut, was vernünftigerweise auch von allen anderen erwartet werden kann.

Dabei bleibt ausgeblendet, ob jemand seine Identität, die Bestimmung seines Lebens nicht gerade darin findet, dass er/sie etwas kann, was keiner sonst kann oder nicht so gut kann – dass also jemand ein Talent, eine Begabung, ein Charisma hat, das ihn/sie zu etwas Besonderem macht. Dass man ein „eigener Mensch“ wird, indem man die Ausformung dieser Besonderheit weder sich noch anderen schuldig bleibt, auch darin besteht Lebenskonnenschaft. Wer den kategorischen Imperativ befolgt, führt ein moralisch untadeliges Leben – aber noch kein eigenes.

Eine Frage drängt sich spätestens an dieser Stelle unausweichlich auf: Kann die Schule ein Lern-Ort sein für eine solche Lebenskunst? Oder füge ich mit einer solchen Erwartung den schon bestehenden Übererwartungen und Überforderungen eine weitere hinzu. Was soll die Schule nicht alles sein und leisten: Ersatz für zerfallende Familien, Integration von Migrantenkinder, Vorhut der Drogenprophylaxe, Zulieferer für den Arbeitsmarkt, Förderband der Hochschulen....!? Reicht es nicht, wenn wir die musischen Fächer erhalten, in denen es um mancherlei Kunstfertigkeiten geht? Genügt nicht hin und wieder eine Projektwoche? Soll den vielen Zielvereinbarungen noch eine weitere hinzugefügt werden? Lebenskunst als Bildungsziel, als Lernziel, als Schulziel?

Vielleicht hilft eine Unterscheidung weiter, die entlastend ist: Es gibt Ziele, die *in* der Schule und in der Schulzeit erreicht werden. Und es gibt Ziele, die *mit* der Schule und mit der Zeit erreichbar sind, auch wenn die Schulzeit schon zu Ende ist. Man muss nur *bei* Zeiten einen Anfang machen.

An mir ist es nun, mit dem Anfangen aufzuhören und mit dem Aufhören anzufangen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. Ich gratuliere dem Megina-Gymnasium zum Jubiläum. Wir werden gleich sehen, was diese Schule zu einem besonderen Ort macht, an dem man nicht nur lernt, was man alles wissen muss. Sie ist auch ein Ort, an dem man erlebt, dass man etwas kann. In diesem Sinne: ad multos annos.

Prof. Dr. H.-J. Höhn
Universität zu Köln
Philosophische Fakultät
Albertus Magnus Platz
50923 Köln